





GLÜCKLICH IST TOT

In Alexandria prügeln zwei Polizisten auf einen jungen Mann ein, bis er elendig stirbt. Als Zeitungen ein Foto des Toten drucken, bekommt die seit Jahren grassierende Brutalität der ägyptischen Polizei plötzlich ein Gesicht. Der Staat dementiert, die Jugend rebelliert. Anatomie einer unfassbaren Tat.

TEXT: GERALD DRISSNER • FOTOGRAFIE: AL-YOUM AL-SABA

Die letzten Minuten im Leben von Khaled Said gehen so, dass zwei Männer die Frau des Hausbesorgers rufen und um ein Glas kaltes Wasser mit Salz bitten. So macht man das in Ägypten, wenn jemand einen niedrigen Blutdruck hat. Khaled, 28 Jahre alt, 71 Kilogramm schwer und 1,82 Meter groß, liegt in einer Blutlache, mitten im Erdgeschoß in der Mobastes-Straße 37, einem alten Betonklotz, der wie so vieles in Alexandria über die Jahre vor Dreck und Staub ergraute. Die zwei Männer drücken das Glas in Khaleds Hand; sie brüllen ihn an: „Ischrab!“ – trink! Doch er reagiert nicht. Dann schieben sie seinen Körper an die Wand, strecken seinen Kopf nach hinten und gießen die Salzlösung in seinen Mund. Die Frau des Hausbesorgers wird erzählen, dass „das

Wasser über sein T-Shirt floss wie wildes Wasser von einem Berg“.

Am nächsten Tag erzählen sich die Leute viele Geschichten darüber, was in dieser Nacht passierte. Schließlich war ein Krankenwagen da, es gab Schreie, Blut ist geflossen. Einige wollen was von Drogen gehört haben. Andere was von Mord. Ein Mann aus der Nachbarschaft will Alexandrias Sporthelden gesehen haben, Hesham Mesbah, nebenan im Internetcafé, das seinem Vater gehört. Den Jungen mit den schrankbreiten Schultern, der bei den olympischen Spielen vor zwei Jahren Bronze geholt hat: im Judo. Nicht mal der habe geholfen. Doch so richtig reden will niemand über diese Geschichte. Eine Woche später schreiben ägyptische Zeitungen, dass zwei Polizisten in der Nacht auf den 7. Juni einen

28-jährigen Mann totgeschlagen haben. Die Journalisten verwenden Verben, die es im Deutschen nicht gibt. „Sahala“ zum Beispiel, ein Wort, das man früher notdürftig mit abschälen oder entrinden übersetzte und das heute ausdrückt, wie ein Körper auf dem Boden entlanggeschleift wird – zur Folter.

Doch es gibt noch etwas anderes, das aus dem Fall Khaled Said, Aktenzeichen 7437/2010, eine nationale Angelegenheit machen wird. Die Zeitungen drucken ein Foto, das ein Angriff auf das soziale Immunsystem Ägyptens ist. So schockierend, dass eine TV-Moderatorin sagt, es sei „das persönliche Werk des Teufels“. Tausende werden auf die Straße gehen und dieses Bild anklagend in ihren Händen halten, in Alexandria und Kairo, später in London und New York. Und die Europäische Union, obwohl sie es gar nichts angeht, wird „eine transparente und detaillierte Aufklärung“ dieses Verbrechens fordern. Das Foto zeigt Khaleds Gesicht, aufgenommen in der Leichenhalle, zwei Stunden

so zu kränken, dass sie einen wehrlosen Mann gnadenlos zu Tode prügeln? Das sagen viele Zeugen. Die Akte zählt 400 Seiten und ist gefüllt mit Aussagen, Beweisen und Stellungnahmen, dermaßen widersprüchlich, dass man am Ende eigentlich nur das weiß, was man vorher auch schon wusste: Khaled ist tot. „Dein Blut ist nicht billig“, schrieb ein User auf Facebook. Ein Satz, in dem sich die Wut und die Entschlossenheit vieler junger Menschen destilliert. Leute von Alexandria bis Aswan, die sich über das Internet vernetzt haben und die dafür kämpfen, dass sich dieses Land ändert.

Den Staatsapparat ärgern, das wollen sie, und ihn bloßstellen, so oft es geht. Den 83 Millionen Ägyptern und dem Westen zeigen, was hier wirklich passiert. Iran hatte Neda, die Studentin aus Teheran, die nach den Wahlen auf die Straße ging und von Sicherheitskräften getötet wurde. Ägypten hat Khaled. Und beide eint, dass sie zufällige Opfer waren. Keine Oppositionellen, keine Verbrecher, keine Terroristen. Aufgewachsen ist Khaled Said, geboren am

macht. Sein Vater ist Ingenieur und geht Anfang der Achtzigerjahre nach Kuwait, um der Familie ein gutes Leben zu gewähren. 1990, im Alter von 50 Jahren, stirbt er an Krebs. Sein ältester Sohn übernimmt seine Rolle, so wie es die muslimische Tradition will. Er macht Karriere in den USA und schickt monatlich Geld nach Alexandria.

Auch Khaled geht für einige Monate nach Amerika, nimmt an einem Computerkurs teil und verliebt sich in ein Mädchen. Er lässt sich zwei Tattoos stechen, was im Islam als Sünde gilt: ein Herz auf die Brust und die Buchstaben „w/u“ auf den rechten Unterarm, die Abkürzung für „with you“. Er fühlt plötzlich das, was sein Name, Said, auf Arabisch bedeutet: er ist glücklich. Wieder zurück in Ägypten, er musste drei Jahre lang zum Militär, steigt er in die Firma seines Bruders ein, importiert Lautsprecher und Soundkarten aus China und spielt geklaute Software auf Rechner; die CDs dazu gibt es hier an jeder Ecke zu kaufen. Doch oft sieht man den Jungen nicht auf der Straße, höchstens mal, wie ein Verkäufer in einem Kiosk sagt, „wenn er vom Fischen mit einem Sack Krabben zurückkam“.

Der war ein Einzelgänger, sagt die Nachbarin, aber wirklich gut erzogen. „Er hat immer den Kopf auf den Boden gesenkt, wenn er mit mir geredet hat.“ Im Islam ist das eine Geste des Respekts. Khaled hat zwei Katzen, die er Bingo und Hash nennt, ein kleines Wortspiel, denn Bango und Haschisch sind die arabischen Wörter für Marihuana. Und so träumt er sich mit einem Joint gelegentlich hinaus aus diesem Ägypten, das ihm manchmal die Luft nimmt. Diesem Käfig aus strengen Regeln, religiöser Strenge und Hoffnungslosigkeit.

Mit dem Auto sind es nur zwei Stunden, doch eigentlich sind es Jahrhunderte, die Alexandria und das Nest Zuhur trennen. Es ist ein Dorf im Nildelta, 130 Kilometer nordwestlich von Kairo, wo es nicht viel mehr gibt als Tomatenplantagen und Baracken, mit gackernden Hühnern auf den Dächern. Vor zwanzig Jahren zog der indische Autor Amitav Gosh in so ein Dorf, um für sein Buch „In einem alten Land“ zu recherchieren. „Die Leute waren schockiert, als sie erfuhren, dass ich nicht beschnitten war“, sagte er später in einem Interview.

Nase, Kinn und Teile des Schädelknochens: gebrochen. Seine Unterlippe: geplatzt. Die zwei oberen Schneidezähne: ausgeschlagen. Aus seinem Hinterkopf ist Blut ausgetreten.

nach seinem Tod. Nase, Kinn und Teile des Schädelknochens: gebrochen. Seine Unterlippe: geplatzt. Die zwei oberen Schneidezähne: ausgeschlagen. Aus seinem Hinterkopf ist Blut ausgetreten. Zwanzig Minuten lang sollen die zwei Polizisten auf den jungen Mann eingepreßelt haben, und man weiß bis heute nicht, warum.

War es Rache, wie sein Bruder Ahmed behauptet? Khaled soll ein Video kopiert haben, das er auf Youtube stellen wollte. Es zeigt Männer auf einer Wache, die beschlagnahmte Drogen unter sich aufteilen; auch die Täter sollen zu sehen sein. Oder war es doch so, wie der Innenminister zu Protokoll gab? Dass Khaled starb, weil er in Panik versucht hat, ein Päckchen Gras zu schlucken und daran erstickte? Oder war es am Ende ein falsches Wort? Eine Banalität, die ausreichte, um zwei Menschen

27. Januar 1982, im dritten Stock eines Hauses im Stadtteil Cleopatra. In einer Straße, die so aussieht, wie so viele Straßen im Morgenland aussehen, mit dem kleinen Kiosk nebenan, dem Gemüsehändler gegenüber und einem arabischen Männercafé in Sichtweite.

Wenn es ganz still ist, was so gut wie nie vorkommt in dieser Stadt mit fünf Millionen Menschen und Hunderttausenden Autos, dann könnte man vom Fenster aus das Meer hören. Sind es doch nur fünfzig Meter zur Corniche, wo Pärchen heimlich Händchen halten und fliegende Händler frittierte Wassermelonenkerne verkaufen. „Khaled konnte gut mit Technik“, sagt seine Schwester Zahra. Als Kind habe er ständig an Schaltern und Kabeln herumgeschraubt. So konnte es passieren, dass plötzlich im Wohnzimmer das Radio lief, wenn jemand in der Küche Licht

„Die dachten, ich würde vor jeder Kuh niederknien und sie anbeten.“ In dieser Umgebung wachsen Mahmoud Salah, 26, und Awad Ismail, 32, auf, die beiden Männer, die Khaled töten werden, und fügen sich dem, was eh nicht zu ändern ist. In Zuhur heißt das: in frühen Jahren hart mitarbeiten, heiraten, Kinder kriegen, den Acker übernehmen, aufs Altenheim gehen, den Acker übergeben, sterben. Jeder zweite in Mahmouds Dorf ist Bauer. Die anderen schaffen allenfalls das, was man hier eine Karriere nennt. Sie werden Polizist. Bekommen ein Häufchen Geld, später eine Rente und vor allem eines: Respekt. „Mahmoud ist im Dorf bekannt für seine gute Manner“, sagt sein Bruder. „Der hat noch nie Menschen laut angeschrien.“ Mit der großen Karriere als Offizier will es aber bei beiden nicht so recht klappen. Awad und Mahmoud finden Arbeit in Alexandria – als Mukhber, als geheimer Informant.

In jedem Polizeirevier gibt es Dutzende dieser Mukhber. Sie beschnüffeln im Auftrag ihrer Vorgesetzten Ruhestörer und bringen sie zur Raison, mehr mit Fäusten als mit Worten. Sie tragen keine Uniform, aber eine Waffe. Wie Awad und Mahmoud stammen die meisten geheimen Informanten aus armen Dörfern und können lesen und schreiben und nicht viel mehr. Sie bekommen im Monat um die 350 ägyptische Pfund: umgerechnet 45 Euro.

Das reicht gerade für ein deprimierendes Leben. Aber was stimmt in diesem Land schon froh, in dem sich die Hälfte täglich von Fladen mit Bohnenbrei ernährt, für umgerechnet zehn Eurocent das Stück. In dem Führerschein nicht bestanden, sondern gekauft werden. In dem vier von zehn Frauen nicht lesen und schreiben können und neun von zehn beschnitten sind, wie die WHO in ihren Berichten schreibt. Das eigentlich nur in einer Rangliste so richtig spitze ist: es hat die höchste Hepatitis-C-Rate der Welt.

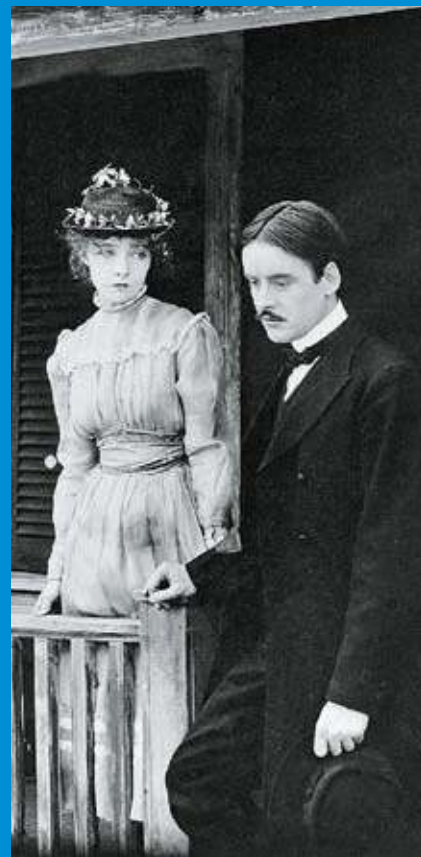
Schon vor Jahren ist Ägypten von Amnesty International als ein „Zentrum der Folter“ gebrandmarkt worden. Das Land ist zu einer Entsorgungsstation für die westliche Welt geworden, wo lästigen Gefangenen das angetan wird, was die eigenen Gesetze verbieten. Welche Rolle Ägypten in diesem System

spielt, hat ein Ex-CIA-Agent vor ein paar Jahren ausgeplaudert. Die Amerikaner, erklärte Robert Baer, schicken Leute nach Jordanien, um sie hart zu verhören und nach Syrien, um sie foltern zu lassen. „Möchtest du aber, dass jemand verschwindet, dass du ihn nie mehr wieder siehst, schick ihn nach Ägypten.“

Die Regierung lässt regelmäßig verlautbaren, es gebe keine Folter. Vielmehr werden bei Todesfällen absurdkomische Geschichten zu Protokoll gegeben. So kann man zum Beispiel nachlesen, dass ein Opfer sich selber aus dem Fenster geworfen hat oder, wie im Fall Khaled Said, auf tragische Weise erstickt ist. Die Gerichtsmediziner wollen ein 7,5 Zentimeter langes und zwei Zentimeter breites Drogenpaket im Kehlkopfrachen gefunden haben, das „den Erstickungstod auslöste“. Wie ein Mensch es schafft, einen Gegenstand in der Größe einer Zigarettschachtel zu schlucken, verschweigt der Autopsiebericht indes.

Doch hat sich dieses offizielle Ägypten, dieser verstaubte Apparat erst einmal warm gelaufen, dann ist er schwer zu stoppen. Dann ziehen alle an einem Strang: die Politik, die Polizei und die regierungsnahen Presse. Nach Khaleds Tod schreibt der Chefredakteur der Zeitung *Al Gomhureyya* einen Kommentar und fragt seine Leser: „Was ist los in unserem Land, dass wir um ein Drogenkind trauern?“ Sie nennen Khaled den „Haschisch-Märtyrer“ und wollen herausgefunden haben, dass er vor ein paar Jahren eine Frau sexuell angemacht haben soll. Als selbst dies die Massen nicht überzeugt, lässt die Regierung verlautbaren, dass Khaleds Bruder zum Judentum konvertierte und als westlicher Agent arbeite.

Mitglieder der Facebook-Gruppe „Wir sind alle Khaled Said“ stellen daraufhin die Heiratsurkunde seines Bruders online, um zu beweisen, dass er Muslim ist. Auf dem Dokument ist seine Ehefrau zu sehen, die ein Kopftuch trägt. Nach und nach melden sich mehr Zeugen, die erzählen wollen, was wirklich passiert ist in dieser Nacht. Tamer El-Sayyed, ein Freund von Khaled, war damals im Internetcafé. Als er ein paar Tage später auf dem Friedhof dessen Grab besucht, klingelt plötzlich sein Telefon. „Du hast ihn also besucht“, sagt ein unbekannter



5. bis 28. November 2010

Revolutionär Griffith

D. W. Griffith und das Kino seiner Zeit

19. bis 28. November 2010

Robert Beavers

Die ausgestreckte Hand

27. und 29. November 2010

Premiere: *La Fille du RER* von André Téchiné

29. November 2010

Mock-ups in Close-up: Architekturmodelle im Film 1927–2010

film
museum

Augustinerstraße 1
1010 Wien
T +43/1/533 70 54
www.filmmuseum.at

*Das Internetcafé
Space.Net, wo die
Polizisten begannen,
auf Khaled
einzuprügeln*

*Khaleds Bruder
Ahmed, Mutter
Laila, 66, und Schwe-
ster Zahra. Sie sind
in Zahras Wohnung
in Kairo. Sie haben
Khaleds Foto auf ein
Kissen drucken lassen*



Mann. Und weiter: „Pass auf, sonst wirst du in seinem Platz landen.“ Tamer weinte, fragte den Mann: „Warum macht ihr das?“ Zwei Tage später wurde der Junge von neun Männern auf der Straße mit einem Messer bedroht und geschlagen.

Im Westen gehen die Leute zur Polizei, wenn sie bestohlen oder verprügelt wurden, sagt Ramy Raouf, 23, ein Blogger aus Kairo. „Hier beten die Leute zu Allah.“ Denn sie wissen, dass ein Polizist über die Allmacht verfügt, ein Leben für immer zu zerstören. Die Furcht vor der Staatssicherheit geht mittlerweile so weit, dass findige Ägypter sie ausnutzen und eine alte Polizeiuniform in ihren Wagen legen, um an der Tankstelle das Benzin billiger zu bekommen. Im schlimmsten Fall jedoch führt diese Angst dazu, wie im Fall Khaled Said, dass mehr als dreißig Leute zusehen, wie ein junger Mann auf der Straße totgeschlagen wird. Dass nicht einmal einer der weltbesten Judoka eingreift, den ein Zeuge gesehen haben will – aus Angst vor dem Danach. Das trifft tief ins Mark einer religiösen Ge-

sellschaft, die manche Probleme noch wie zu Zeiten ihres Propheten löst und stolz darauf ist. Wie viele Menschen in Ägypten misshandelt werden, weiß niemand genau.

Allein zwischen Juni 2008 und Februar 2009 hat die ägyptische Organisation für Menschenrechte 46 Misshandlungen und 17 Todesfälle durch Polizeihandlungen dokumentiert. Dass gefoltert wird, wussten die Ägypter schon immer. Doch die Misshandlungen geschahen in Gefängnissen und in Wachstuben, es gab keine Beweise – bis die ersten Telefone mit Kameras auf den Markt kamen.

Vor vier Jahren tauchte ein Video im Internet auf, das zeigt, wie Polizisten den Fahrer eines Mitsubishi-Busses kopfüber an die Decke fesseln, ihm die Hose ausziehen und ihn mit einem Stück Holz vergewaltigen. Alaa und Abdallah waren damals Schüler, und sie erinnern sich noch gut, dass es verboten war, im Unterricht darüber zu sprechen. Jetzt sind sie erwachsen und



sitzen an einem Montag im September in einem Sheesha-Café in der Nähe des Bahnhofs, es ist 23.00 Uhr, das Café ist voller Rauch; Alexandria erwacht, wenn Europa schlafen geht.

„Ein Homosexueller wurde in Kairo verprügelt. Hast du gelesen?“ – „Ja, und hast du Mohammed85 gesehen? Der schreibt, dass ihm sein blauer Fleck vom letzten Protest noch immer weh tut.“ Twitter ist eine Sucht, sagt Abdallah. Er ist 22 Jahre alt, hört „Rammstein“ und verzweifelt regelmäßig daran, seinen Freunden zu erklären, warum diese Band gut ist. Seit kurzem hat er seinen ersten Job: Webdesigner. Sein bester Freund Alaa ist ein Jahr jünger, studiert Wirtschaft und vergöttert Steve Jobs, den Erfinder von Apple. Beide glauben an ein modernes und gutes, an ein neues Ägypten. Sie haben eine Notfall-Meldung im Handy vorbereitet. Für den Fall, dass es Ärger mit der Polizei gibt: „Bin einkassiert! Brauche Anwalt! Schnell!“

Demonstrationen sind in Ägypten offiziell erlaubt, werden aber nie ge-

nehmigt. Deshalb verabreden sich die jungen Leute über Internet und hoffen auf die Kraft der kritischen Masse: jene Menge an Leuten, ab der die Polizei nur noch Zuschauer ist.

Abdallah und Alaa waren bei allen großen Protesten für Khaled dabei. Besonders schön sei die Aktion im Ramadan gewesen, in der Straße, wo es passierte. Die Aktivisten spielten das Verbrechen nach und hielten ein Tribunal ab. Das Urteil: Todesstrafe. Auch Mohammed El-Baradei kam vorbei. Der ehemalige Direktor der internationalen Atomenergiebehörde in Wien ist der Hoffnungsträger der Jugend. Gebildet, menschlich, mit exzellenten Kontakten in die westliche Welt. Er hat angekündigt, bei den Wahlen im nächsten Jahr gegen Mubarak zu kandidieren.

Egal ob gegen den Vater Hosni – 82 Jahre alt, schwer krank und seit drei Jahrzehnten im Amt – oder gegen seinen Sohn Gamal, 52 Jahre alt, verwöhnt, ein gelernter Banker. Wahrscheinlich ist aber vielmehr, dass El-Baradei gar nicht

zur Wahl antreten kann, denn das ist rechtlich so gut wie unmöglich. Trotzdem helfen seine Auftritte und Reden, das Land zu verändern, den Menschen das wiederzugeben, was ihnen über die Jahre genommen wurde: Hoffnung.

„Ägyptische Mütter sind das Problem“, sagt Alaa. Sie würden ihre Kinder am liebsten zu Hause anketten, aus Angst, ihnen könnte was passieren. So wuchs über die Jahre eine junge Generation heran, die sich den ägyptischen Spruch zu Herzen nahm, den sich hier eigentlich alle zu Herzen nehmen: „Imshi ganb El-Heeta.“ Lauf entlang der Mauer, das ist sicher. „Doch diese Mauer gibt es nicht mehr“, sagt Alaa, „was Khaled passierte, kann jedem passieren.“

Das erzählt auch Abdallah seinen Eltern, wenn sie ihn mal wieder nerven und fragen, warum er das denn alles macht. Warum er im Internet schreibt, was er denkt. Er habe doch einen Job und das Leben noch vor sich. Weil er eine Antwort haben möchte, sagt Abdallah, falls ihn seine Kinder einmal fragen werden:



20 Minuten haben die Polizisten Mahoud Salah und Aswad Ismail auf Khaled eingeschlagen Warum, weiß man bis heute nicht

„Papa, was hast du eigentlich damals gegen dieses Scheißsystem getan?“ Der rechtliche Segen für dieses „Nizam Zift“, dieses „Scheißsystem“, kommt seit drei Jahrzehnten vom Präsidenten höchst persönlich. Hosni Mubarak regiert das Land mit Notstandsgesetzen. Sie sollten die Jagd auf jene Fundamentalisten erleichtern, die den damaligen Präsidenten Anwar El-Sadat 1981 ermordet hatten – und die von einer islamischen Revolution träumten. Seitdem herrscht im Land offiziell der Ausnahmezustand, die Polizei operiert im rechtsfreien Raum.

Das alles schlägt auf die Psyche einer Gesellschaft, für die Gewalt etwas Alltägliches geworden ist. Dermaßen tief eingesickert, dass sich die Zuschauer im Kino zwar über einen Kuss aufregen, nicht jedoch über eine blutige Nase. Ägyptische Regisseure gehen in Action-Filmen sogar so weit, dass sie Polizisten zeigen, die Gefangene mit Elektroschocks an Zunge und Hoden foltern. Und in Komödien, sagt Abdallah, „da lacht das Publikum, wenn ein Polizist einem Menschen mit der Faust in den Bauch schlägt.“

Der sechste Juni 2010 war wieder so ein Tag, an dem dieses System grundlos ein Leben zerstört hat. Khaled Said kommt um neun Uhr abends vom Strand und geht ins Internetcafé Space. Net. Gegen Mitternacht kommen zwei Polizisten in Zivil in den Laden und kontrollieren die Ausweise. Als Khaled sich weigert, ihre Fragen zu beantwor-

ten, schreien sie: „Wir sind das Gesetz!“ Sie nehmen seinen Kopf und schlagen ihn gegen eine Marmorplatte auf dem Tresen, da wo die Kasse steht, so berichten es Zeugen. Dann zerran sie ihn nach draußen, zwanzig Meter weiter in einen Hauseingang und schlagen seinen Kopf gegen eine Steintreppe. „Ich bin unschuldig“, schreit Khaled. „Ich flehe euch an! Ich sterbe!“ – „Hör auf mit dem Schauspiel!“, brüllen die Polizisten. „Du wirst so oder so sterben!“ Die letz-

*„Ich bin unschuldig“,
schreit Khaled. „Ich
flehe euch an! Ich
sterbe!“ – „Hör auf
mit dem Schauspiel!“,
brüllen die Polizisten.*

ten Minuten im Leben von Khaled Said gehen so, dass zwei Männer die Frau des Hausbesorgers rufen und um ein Glas kaltes Wasser mit Salz bitten. Khaled ist zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Die Polizisten rufen ihren Vorgesetzten an: „Pascha, wir haben hier was!“

Ein paar Tage später erhalten Abdallah und Alaa eine Nachricht auf Twitter von einem User mit dem Namen Aiman. Sie ist verlinkt zu einem Foto und den Zeilen: „Habe nur das. Warte auf weitere Informationen.“ Die unabhängigen

Zeitungen werden am nächsten Tag das Bild von Khaled's misshandeltem Gesicht drucken und vom „Märtyrer der Notstandsgesetze“ schreiben. Auf Facebook gründet sich die Gruppe „Wir sind alle Khaled Said“, die mittlerweile fast 300.000 Mitglieder hat.

Ein Monat nach Khaled's Tod hat die Regierung beschlossen, eine Task-Force zu gründen, die Facebook und Twitter Tag und Nacht überwacht. Die Anwälte von Khaled's Familie und die Verteidiger der Polizisten streiten sich seit Wochen vor Gericht. Die Verhandlung ist mehrere Male vertagt worden.

„Kein Anwalt, kein Richter kann mir meinen Sohn zurückbringen“, sagt Khaled's Mutter Leila, 66, eine gottesfürchtige Frau. Sie trägt ein Amulett um den Hals mit dem Foto ihres Sohnes, ihrem „Ludsch“, wie sie ihn nannte. Im August bekam sie einen Anruf aus Saudi-Arabien, es war spät am Nachmittag, wenige Minuten vor dem „Maghreb“, dem Sonnenuntergang. Ein unbekannter Mann aus Alexandria sagte ihr, dass dreißig Leute um ihn stünden, in Mekka, direkt vor der Kaaba, dem Heiligtum der Muslime. Er sagte ihr, dass sie das Handy auf Lautsprecher stellen und Allah um Gerechtigkeit bitten wollen, denn nur Allah sei gerecht und nur Allah kenne die Wahrheit.

Sie beteten gemeinsam eine halbe Stunde – bis die Batterie des Handys leer war. ■